

ebenfalls für wahrscheinlich hielt, ist das Traumleben eine Quelle unausgesetzter philosophischer, medizinischer, psychologischer Forschungen gewesen — und bis zum heutigen Tage auch nicht im geringsten erklärt worden.

Im Alten wie im Neuen Testament benutzt Gott die Träume zur Offenbarung seines Willens und seiner Wege. Zu Abimelech, zu Abraham, zu Joseph, Pharaon, zu Salomo, Daniel und Nebukadnezar kommt Gott im Traume. „Im Traume des Gesichts in der Nacht“, heißt es bei Job, „wenn der Schlaf auf die Leute fällt, wenn sie schlafen auf dem Bette, da öffnet er das Ohr der Leute und züchtigt sie, daß er den Menschen von seinem Vornehmen wende.“ Und beim Prediger Salomo: „Denn wo viel Sorgen ist, da kommen Träume.“

Moderner zeigt sich das Buch Sirach: „Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten und will den Wind hauchen. Träume sind nichts anderes denn Bilder ohne Wesen. Träume sind nichts und machen doch schwere Gedanken.“

Und immer noch spielen die Träume in den weiten Kreisen des Volkes eine große Rolle. Ein bekannter Verleger, kürzlich gefragt, welche Art von Büchern heute in der für das Buch katastrophalen Zeit noch gingen, antwortete: „Vielleicht die Traumbücher.“

Mit der Erklärung, daß Träume nichts anderes seien als die natürliche Folge irgendwelcher körperlichen Indispositionen, insbesondere des Magens, kommen wir nicht weiter. Denn es sind nicht lediglich körperliche Reize, die das Vorstellungsmaterial der Träume liefern, sondern geistige und seelische in demselben Maße. Wenn wir unseren Träumen nachdenken, werden wir die Entdeckung machen, daß ihnen jedesmal, mögen sie noch so wirr und verrückt gewesen sein, irgend etwas Wirkliches zu Grunde liegt, ein Gedanke vielleicht, den man nicht zu Ende gedacht, eine Sorge, die einen im wachen Zustand anaukt, eine Vorstel-

lung, die einem durch den Kopf gegangen ist und nun im Schlafe im Unterbewußtsein sich fortspinnend, phantastische Gestalt annimmt. Wirklicher Sachverhalt verwirrt und verwischt sich im Traume, anschauliche und logische Wahrnehmungen finden nicht statt, jede Willensbetätigung ist ausgeschaltet — aber irgend ein Reizgedanke, eine geistige oder seelische Idee ist immer da. So sinnlos sind die Träume gar nicht.

Eine Gelegenheit zur Betätigung der Liebe geben die Träume, liegt sie auch weniger auf psychologischem als auf ethischem Gebiet.

Es gibt Menschen, die nicht nur die schlechte Angewohnheit haben, so lebhaft zu träumen, daß sie dabei sprechen, schreien, schlagen, sondern noch eine andere: des Morgens haarklein und mit unerschütterlicher Genauigkeit ihre Träume zu erzählen. Und nur wenige bringen die Geduld auf, solche Erzählungen anzuhören. Und doch sollte man so viel Menschenliebe besitzen, es zu tun. Denn man ahnt gar nicht, welch eine Erleichterung und Befreiung es einem von vielen Träumen heimgesuchten und gar an Träume glaubenden Gemüt bereitet, seine Träume einer empfänglichen Seele offenbaren zu können.

Wollen wir aber das Rätsel der Träume erforschen, so glaube ich: alle unsere Träume sind Wunsch- oder Furchtträume.

Was wir von ganzer Seele wünschen und ersehnen, alles zugleich, wovon wir in ständiger Furcht leben, wovon wir zittern und bangen, alles das sucht uns im Traume der Nacht heim, uns zu erfreuen oder zu quälen.

Damit werden auch die Träume zu Spiegelbildern unseres Selbst. Und mögen sie noch so wirr und kraus erscheinen, manches von unserem innersten Sein enthüllt sich in ihnen. Und vielleicht das Geheimnisvollste, unser verborgenstes Wünschen und Fürchten, von dem kein anderer etwas ahnt — und wir selber auch nicht.

Auf der Hintertreppe der Sprache.

Von Hans Reimann.

Sie kennen das Wort Teufel. Ein kleiner Teufel ist ein Teufelchen. In Mündchen werden Fische feilgeboten, die heißen Blaufelchen. Aber sie heißen gar nicht Blaufelchen — sondern Blau-Gelchen.

Sie kennen das Wort Strom. Sie kennen die Wörter Starkstrom, Schwachstrom, Golfstrom, Oststrom. Oststrom ist aber nicht Oststrom, sondern Ost-Rom. Begreifen Sie?

Es heißt scharf aufpassen beim Lesen, denn unsere Ausdrucksmöglichkeiten sind mangelhaft und führen in die irrtümliche Irre.

Da ist das Wort Montage. Man weiß: Montage schreibt sich im Französischen montage und ist nicht mit montage, was Gebirge heißt, zu verwechseln. Wörtlich ist Montage Steigen, hinaufschaffen, aufstellen. — Das ist aber gar nicht wahr; denn Montage ist rund und schlägt die Mehrzahl von Montag und stammt aus dem Französischen wie Sonntag oder Freitage. Cremitage ist ein Kapital für sich, wir überspringen es.

Oder Edgar Allan Poe. Ich nehme stillschweigend an, Sie schämen den Mann. Reden wir von ihm. Wie heißt er? Poe. — Poe? — Ja, Poe! Sie kennen das Wort Poe aus dem ff. Sie kennen das Wort Poe. — Gut. Bene. — Kennen Sie das Wort bene? Es ist lateinisch und hilft das Sprichwort „Mi bene ibi patria“ bilden. Bene. Aber: Poebene! — Wie? — Ja, Poebene! Man trifft keineswegs ins Schwarze wenn man Poebene Poebene (Ton auf dem ö) ausspricht. Und Poe-bene liegt so wenig im Weichbild der Nichtigkeitsmöglichkeiten, daß dem Wissen das Lächeln überkommt. Poebene ist was? Poebene ist die — na? — die Ebene des Po. In Ober-Italien. Po-Ebene.

Sie sehen allbereits, aufgeklärt, wie Sie hoffentlich sind, wohinein ich abziele.

Celesta ist ein Klavier mit Stahlstäben anstatt Stahlsaiten, Celta — die Kunstseide, Robesta — der italienische Bürgermeister. Sola bona quae honesta.

Was tun Sie an heißen Sommertagen? Sehr einfach, Sie transpirieren. Das ist Ihre Privatangelegenheit, die wir aus guttätigen Gründen abseits gelegen sein lassen wollen.

Aber was tut ein Kerl wie Meyer an heißen Tagen? Nun, er schwitzt. — Verweilen wir bei dem so überaus un-

annütigen Schwitzen. Was Hauptwort zu jagwigen ist ist Schwitzen — oder auch Geschwitz. „Is das a Geschwitz heint bei dera Hütn!“

In Wedekinds „Lulu“ lebt eine Gräfin, die sich auf der ersten Silbe betont. Ihr Name ist wohlklingend und fein. Aber rüde klingt er, betont man ihn auf der zweiten Silbe. Die Gräfin heißt: Die Gräfin Geschwitz. Und nicht: Geschwitz! So, das war dies. Weiter.

Die Rhodode, der Rhodode, der Rhodode, die Rhodode. Ein zartes, zierliches Persönchen aus dem quartier latin etwa. La rhodode! Nach ihr benannt: Der Rhododen-Dron. In einem Wort: Der Rhododendron.

Tarantella. Tarantel. Sochadel. Urabel. Näbnadel. Kuratel. Märgenbier, Ostelbier — Menetekel, Palentekel — Notzunge, Notzunge — Celta, Celesta — Spargel, Spargelder — Pflaumenmus, Kürbismus, Kubismus...

Gute Nacht, meine Lieben.

Die kostbare Stimme.

Der persönliche Verkehr mit Künstlern ist oft keine reine Freude. Den Musikern muß man die Instrumente formen, die Schauspieler muß man reden und reden lassen. Aber die Sänger...?

Vor ein paar Tagen traf ich einen auf der Straße, es war sehr heiß, aber er hatte den Kragen hochgeschlagen. „Nanu?“ sage ich.

„Ja“ sagt er, „ich habe im Oktober ein Konzert, da muß ich meine Stimme hüten...“

Einleuchtende Erklärung.

E. Th. A. Hoffmann ging mit seinem Freunde Devrient, dem Schauspieler, durch den Berliner Tiergarten. Sie plauderten dies und das, sprachen von Musik und Theater, erinnerten sich frohlicher Geschichten und vergangen schöner Tage, bis Devrient elegisch wurde und bemerkte: „Es ist feil! Herbst dieses Jahr. Sieh, die Blätter werden schon ganz rot!“

Hoffmanns Antwort war weniger melancholisch: „Bedenke doch, was sie in diesem Sommer auch alles mit anfehen mußten!“

Warburger Warte

Gratisbeilage zum
Warburger Kreisblatt

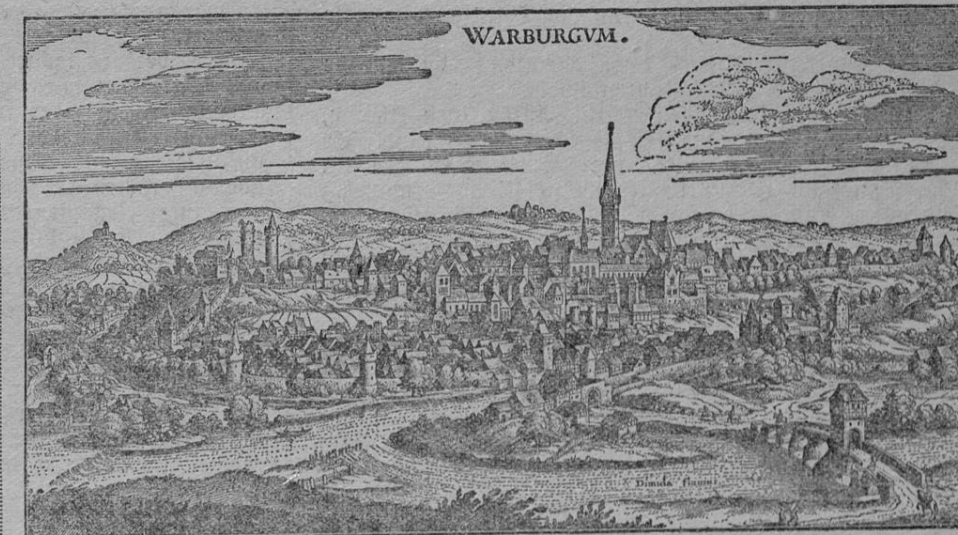
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge
verboten

Schriftleiter Paul Duid, Warburg

Druck und Verlag
des Warburger Kreisblattes



Nr. 70

31. August 1929

4. Jahrgang

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch

23. Fortsetzung.)

Copyright by Greiner

& Co., Berlin NW. 6.

(Nachdruck verboten.)

„Andeutungen, ja. Handelt es sich darum?“
Er nickte. „Die Andeutungen will ich dir jetzt ergänzen. Ist es dir niemals aufgefallen, daß ich dir so selten, und so wenig von der Zeit erzähle, die ich in Nürnberg verlebte?“

„Nein — ich kann es nicht sagen.“

„Ich habe von ihr absichtlich so wenig als möglich gesprochen. Das war eben die Zeit, von der ich mich durch Schweigen freimachen wollte. Vergeblich frei zu machen versuchte. Daß mein Onkel mich studieren ließ, daß ich die Ferien bei ihm zubringen und seine große Bibliothek ordnen mußte — davon habe ich doch gesprochen?“

„Ja, davon wohl.“

„Ich muß dir das Haus meines Onkels ein wenig beschreiben, wenn du alles verstehen sollst. Es lag ziemlich einsam in einem großen Garten. Für die Bibliothek war, kurz bevor ich zum erstenmal dorthin kam, ein Flügel an das Haupthaus angebaut worden, so daß es mit ihm einen rechten Winkel bildete. Mein Onkel war schon seit Jahren durch Gicht und Rheumatismus ein schwerbeweglicher Mann. Er mußte sich im Rollstuhl fahren lassen, wenn er einmal hinaus wollte.“

„So genau hast du mir das wirklich niemals erzählt.“

„Nein, ich weiß. Er benutzte sogar, wenn er in seine Bibliothek hinüber wollte, den Rollstuhl. Er bewohnte das erste Stockwerk des Haupthauses, und auch die Bibliothek war seiner Bequemlichkeit halber im gleichen Stockwerk des angebauten Flügels untergebracht. Jeden Morgen um neun Uhr — sein Leben war erstaunlich regelmäßig — ließ er sich dort hinüberfahren und beaufsichtigte meine Arbeit. Ich hatte die Verpflichtung, die Bücher in den neuen Räumen zu ordnen und zu katalogisieren. Auch nachmittags kam er noch für zwei Stunden; abends blieb er still in seinem Wohnzimmer, weil er behauptete, sonst nicht schlafen zu können. Ich selbst hatte von fünf bis sieben Uhr frei, mußte aber die Arbeit in der Bibliothek bis abends um neun Uhr fortsetzen, und er kontrollierte mich auch von seinem Zimmer aus fortwährend. Er hatte dort einen Fensterplatz in einem großen Lehnstuhl, wo er den ganzen Abend saß, und konnte, weil ja Haus und Flügel in rechtem Winkel aneinanderstießen, von seinem Platz schräg nach den Bibliotheksräumen hinüber sehen. Sie

hatten keine Vorhänge, waren hell beleuchtet, und so sah ich dort ohne die Möglichkeit, mich meines Onkels Beobachtung zu entziehen und einmal ein abendliches Vergnügen aufzusuchen. Der Sonntagabend allein gehörte mir selbst.“

„Es war gewiß keine schöne Zeit für dich.“

„Gewiß nicht. Aber meine Eltern waren froh, daß der Onkel die Mittel für mein Studium hergab, weil sie damals in recht bescheidenen Verhältnissen lebten, und so ging es vorläufig nicht anders. Kurz darauf starb mein Großvater — Mutters Vater — sein Vermögen war größer, als man erwartet hatte, und so kamen wir alle in eine sehr viel bessere Lage. Die Sklaverei beim Onkel hatte damit für mich ein Ende. Freilich, auch ohne das —“

„Was meinst du?“ Sein Stöhnen und Abbrechen veranlaßte sie zu der Frage.

„Ich wäre auch ohne das Nürnberg ferngeblieben; es ist mir heute noch ein schreckhaftes Gefühl, wenn ich die Stadt nennen höre. Aber durch meine Schuld allein — durch meine Schuld.“

Jetzt fragte Hedwig nicht mehr; sie fühlte, daß der Augenblick des Geständnisses nahe war. Sie saß und wartete und sah starr auf sein Gesicht.

Nach einem zögernden, überlegenden Schweigen fuhr der Mann fort:

„Ich muß dir noch von einem Menschen erzählen, den ich dir gegenüber bisher niemals erwähnt habe. Damals war er mein Freund — wie man in jungen Jahren ja rasch bei der Hand ist mit Freundschaften. Wir lernten uns im Theater kennen, an einem von meinen freien Sonntagabenden. Er saß neben mir, wir kamen ins Gespräch. Mich fesselte seine Begeisterung für das Theater — das heißt, es war bei ihm eine Begeisterung von besonderer, egoistischer Art, wenn ich so sagen darf. Er hatte nämlich den leidenschaftlichen Wunsch, selber Schauspieler zu werden, interessierte sich immer nur für die Rollen, die seiner Ansicht nach für ihn gepaßt hätten. Er war jünger als ich, saß damals noch in der Prima des Gymnasiums und stand vor der Entscheidung über seinen künftigen Beruf. Sein Vater war tot, er hatte darum viel Freiheit, hatte sich an die Leute vom Theater herangemacht und bekam von ihnen Freibillette, wenn er darum bat. Er hätte sonst kaum ins Theater gehen können; denn seine Mutter mußte sich sehr einschränken, und er bekam ein ganz geringes Taschengeld.“

„Wie hieß er?“

„Den Namen will ich dir lieber verschweigen. Deinetwegen. Es könnte kommen — es ist besser, wenn du ihn selbst nicht weißt. Alles andere will ich dir heute sagen.“

„Ach warte darauf, Bruno.“

Von allem das Schwerste kommt jetzt. Auch meine Begeisterung für das Theater hatte persönliche Motive. Freilich andere, als bei ihm. Ich war verliebt — in eine junge Schauspielerin. Sie war Anfängerin, erst ganz kurze Zeit beim Theater, aber sehr hübsch und sehr talentvoll. Es war die Kunevka.

Hedwig fuhr zurück, als wenn die Tote selbst vor sie hingetreten wäre.

„Die Kunevka? Sie — schon damals — du hast sie erkannt — vor so vielen Jahren schon?“

„Ja, ich habe sie kennengelernt. Auf meinen Wunsch, meine Bitte. Durch ihn, den sogenannten Freund. Er kannte ja die Leute vom Theater. So war es ihm ein leichtes, mich ihr vorzustellen. Und sie selbst — ich weiß nicht, wie es kam — sie schien Gefallen an mir zu finden. Ich durfte sie besuchen. In den Stunden vor dem Theater, von fünf bis sieben, in denen ich frei war. Ich konnte mir eine Zeitlang einbilden, ihr begünstigter Liebhaber zu sein.“

Stumm, verstiebt sah Hedwig.

„Aber ich wollte sie auch spielen sehen, und ich war angezogen am Abend. An Billetten für das Theater hatte mir's natürlich nicht gefehlt, aber an Zeit und Freiheit. Ein Zufall gab mir das Mittel in die Hand, mich freizumachen. Mein Freund verwandte sein wenig Taschengeld, um sich Perücken, Schminkt zu kaufen, erbetelte abgelegte Sachen, auch wohl von den Theatermitgliedern. Er probierte die Sachen dann in meinem Zimmer und gewann bald eine staunenswerte Fertigkeit, Masken zu machen. Einmal erschrak ich förmlich, als ich nach Hause kam, und er mir entgegentrat. Es war, als wenn ich mich im Spiegel sähe, als wenn ich selber vor mir stünde. So treffend hatte er sich durch seine Bühnennittel in mich verwandelt. Er besaß die gleiche Figur wie ich, und seine Künste hatten ergänzt, was der Ähnlichkeit fehlte.“

Er schwieg wieder. Hedwigs lautes, angstvolles Atmen war das einzige, was die tiefe Stille unterbrach.

„Wie gesagt, ich war zuerst erschrocken, dann fing ich an zu lachen, und am Schluß kam es über mich wie eine Eingebung. Ich packte ihn an den Schultern und rief ihm zu: jetzt weiß ich, was du für mich tun kannst. So, wie du da bist, in meiner Maske sehen wir dich abends, wenn ich ins Theater gehen möchte, in die Bibliothek. Der Onkel glaubt, mich bei meiner Arbeit zu sehen: er kommt abends niemals in die Bibliothek; ich stelle mich heimlich aus der kleinen Pforte in der Gartenmauer hinaus und ins Theater. Bekannte hat er nicht, vor denen er hören könnte, daß ich dort war. Die veräumdete Arbeit hole ich schon nach. Und so ist uns allen geholfen.“

Mein Doppelgänger — denn er stand immer noch in Maske vor mir — überlegte einen Augenblick und sagte dann: „Der Scherz wäre nicht übel, und ich spielte dem Onkel ganz gern diesen Streich. Aber eins fehlt noch an dem Plan. Was bekomme ich denn von dir, wenn ich es tue? Du weißt, umsonst ist der Tod.“ Seine berechnende Selbstsucht hätte mich mißtrauisch machen sollen, aber ich dachte nur an das Gelingen meines Planes. Ein förmliches Geschäft wurde von uns abgeschlossen. Wenn er mich vertrat, bekam er drei Mark für den Abend, und ich war glücklich, mir zuweilen um diesen Preis den Anblick meiner Geliebten auf der Bühne verschaffen zu können.“

Ein dumpfer, heiserer Ton aus Hedwigs Brust verriet, wie sehr sie darunter litt, ihn von dieser anderen Geliebten sprechen zu hören. Er fühlte den Vorwurf, der in dem Schmerzensston lag.

„Verzeih' mir, Hedwig, daß ich sie so genannt habe. Nur damals war sie das, was ich rücksichtslos aussprach. Verzeih' mir. Ich habe das alles gründlich gebüßt. Schon bald kam ein bitterer Tropfen in meinen Freudenbecher. Ein paarmal, wenn ich zu ihr kommen wollte, sagte sie mir unter einem Vorwand ab. Unter den Theaterleuten kam das Gerücht von einem neuen Liebhaber der Kunevka auf; ein älterer, sehr vermöglicher Herr sollte der Begünstigte sein. Ein Rentier Deininger, den man mir im Theater zeigte. Jedesmal, wenn sie spielte, saß er in der Profzenumloge, und von der Bühne flog mancher versprechende Blick zu ihm hinüber. Ich wurde fast rasend vor Eifersucht, wenn ich solch einen Blick bemerkte. Unsere Beziehung hatten während meiner Herbstferien begonnen, jetzt war es um Weihnachten. Mein Fernsein in der Zwischenzeit hatte sie wohl veranlaßt, einen anderen Freund zu suchen. In einer Verfassung, die halb

schon Geisteskrankheit war, hatte ich Weihnachten bei meinen Eltern verbracht. Aber nur die beiden Feiertage — der Onkel forderte mich zurück, sagte ich ihnen. Dann gleich wieder nach Nürnberg. Erst nach Neujahr empfing sie mich wieder — da sah ich einen Ring an ihrer Hand, einen neuen, den sie nie vorher getragen hatte. Er war aus ineinander gewundenen, goldenen Schlangen gebildet. Ich forderte Rechenenschaft, von wem sie diesen Ring habe; sie lachte mich aus, belog mich, wurde zuletzt heftig und wies mir die Tür. Nun fing ich an, ihr aufzulauern in jeder freien Minute, besonders nach dem Theater, weil ich dann frei von Arbeit war. Einmal sah ich, wie sie mit diesem Herrn Deininger am Bühnenausgang in einen Wagen stieg, und hörte wie die Adresse von einem eleganten Restaurant genannt wurde, wo man in ungenierten Kabinetten miteinander kuppeln konnte.“

Deininger schloß tief Atem. Es war so still im Zimmer, daß man das Rollen eines Wagens auf der Straße und einzelne Menschenstimmen deutlich vernahm. Ein Frauenlachen erklang dort unten, hell, heiter, grauam in seiner gegenfälligen Fröhlichkeit.

„Ich wußte damals kaum, was ich tat. Am Abend nach jenem, an dem ich die beiden zusammen gesehen hatte, war die Kunevka unbefähigt. Ich überraschte meinen Freund mit der Bitte, an diesem Abend wieder meine Rolle in der Bibliothek zu spielen. Das war sonst nur geschehen, wenn die Kunevka zu tun hatte. Mein Zweck war diesmal, zu beobachten, ob Deininger zu ihr ginge an dem freien Abend. Er — mein sogenannter Freund — war für seine drei Mark mit Vergnügen bereit, mich wieder zu vertreten. Allzu oft war es nicht geschehen, vielleicht sechsmal im Ganzen; es war doch schließlich ein gewagtes Spiel. Jetzt aber war mir alles gleich; ich wollte dem Nebenbuhler auflauern um jeden Preis. Und ich hatte Glück — wenn man das gute Wort so mißbrauchen will. Ich traf ihn ganz nahe bei der Wohnung der Kunevka, auf einer einsamen Stelle über dem Wallgraben. Als ich ihn kommen sah, trat ich ihm in den Weg. Ich verbot ihm, zu der Kunevka zu gehen, er lachte mich aus. Dies Lachen machte mich vollends rasend. Ich packte ihn an mit Gewalt, wollte verhindern, daß er den Weg forsetzte. Da geriet er in Wut; er war nicht mehr jung, aber kräftig. Wir kamen ins Ringen; meine wütende Leidenschaft machte mich ihm überlegen. Ich drängte ihn vor mir her — plötzlich sah ich, daß hinter ihm die Treppe war, der Absturz in den Wallgraben. Er ahnte wohl die Gefahr, faßte mich an der Kehle und fing an, mich zu würgen. Da riß ich mit einer ungeheuren Anstrengung seine Hände von meinem Hals und gab ihm einen Stoß, daß er hintenüber taumelnd, hinab in die Tiefe stürzte.“

„O mein Gott, mein Gott!“ Schwere Tränen flossen aus Hedwigs Augen, während sich diese Worte ihrer Brust entzogen.

„Damals rief ich auch zu Gott, wie du es heute tust. Entsetzen vor mir selbst packte mich an, Todesangst vor den Menschen. Ich sah mich um, ob niemand uns gesehen hatte — nein, kein Mensch war in der Nähe. Dann stieg ich auf einem Umweg hinunter in den Wallgraben, schlich mich wie ein verfolgtes Tier zu der Stelle, wo er lag. Ich hoffte noch, daß er am Leben wäre; der aber, den ich dort unten fand, war ein toter Mann. Ich hätte mich selbst anzeigen und Leute zur Hilfe herbeiholen sollen, aber ich war zu feige dazu. Auf einsamsten Wegen lief ich nach Hause, direkt in den Arbeitsraum der Bibliothek, wo mein Vertreter saß. An den Wänden waren ein paar Spiegel; er sah mich in dem einen, und ich sah ihn darin. So sehr ich mit anderen Dingen beschäftigt war, so weiß ich doch noch genau, wie das Grausen vor mir selbst immer stärker wurde, während ich mein eigenes Bild so, tot und lebendig vervielfältigt, gerade in jenem Augenblick vor mir sah.“

„Mein Stellvertreter besaß eine Ruhe, die mir auch bei geringeren Anlässen fehlte. Sobald er mich im Spiegel sah, rief er, ohne sich nur nach mir umzuwenden: Bleib ruhig an der Tür dort stehen. Das wäre eine schöne Geschichte, wenn dein Onkel dich hier in zwei Auflagen auf einmal sähe. Was zum Teufel ist geschehen, daß du so früh wiederkommst und aussehst wie ein Geist? Ich war trotz meiner Verzweiflung und Angst klug genug, ihm zu gehorchen und an der Tür stehen zu bleiben. Von dort aus erzählte ich ihm, was geschehen war, erleichterte mir durch Selbstanklagen das Herz.“

(Fortsetzung folgt)

Mädchenhandel.

Skizze von Franz Lüdtke.

Der Bahnsteig, eben noch laut und überfüllt, wird langsam leer. Verdrossen schieben sich Reisende in den kleinen Wartesaal. Zwei Stunden, ehe die Strecke frei wird? Da vorn war's geschehen: ein entgleister Güterzug, Stodung, Wirrwarr.

Dr. Starklechner hat sein erstes Neberrastsein verloren. Einmal frei, wenn auch für Stunden nur! Einmal ruhen können, sich selbst geschenkt sein. Fern tanzen wie Schemen die Werttagsbegriffe: Konsultation, Diagnose, Operation. Mögen sie tanzen! Dr. Starklechner ist frei.

Wie er vom Fernsprecher zurück tritt, durch den er in seine Hamburger Klinik Bescheid gab, steht eine Frau neben ihm, vierzigerin. Kalte Augen, niedrige Stirn, freundlose Züge. Sie stammelt. Der Herr sei Arzt, so habe sie gehört ... Da lachelt der Doktor. Ja, er ist Arzt, immer Arzt, und er hatte geträumt, einmal frei zu sein.

Frau Wachnowski redet. Die Freundin sei ihr erkrankt, vor Schreck wahrscheinlich, das Unglück da vorn ... Gut, denkt der Arzt, der ihre Verlegenheit merkt. Er ist bereit, tritt in den Nebenraum, wo auf brüchigem Altbauwerk ein Mädchen liegt.

Grete Schlicht richtet sich auf. Der Doktor horcht. Unregelmäßiger Herzschlag. Sonst nichts. Er will beruhigen. Vorsicht, Betrübte, ein paar Tage vielleicht ... Betruhe? Ein paar Tage? Heute abend fährt doch der Dampfer nach Südamerika, und in Hamburg wartet der Bräutigam, der sie mitnimmt. Furcht fällt das Mädchen an. Was wird aus Hochzeit, Zukunft? Dazwischen stammelt die Wachnowski. Ihre Augen lauern. Ja, das Mädchen muß fort. Es ist nicht krank, bloß erschöpft. Der Verlobte, Amerika, das Glück! Der Arzt wird doch Tropfen bei sich haben ... Auch Grete Schlicht bittet, ein Kind, mit roten Wangen.

Der Arzt schweigt. Er wendet sich zu der Älteren, erschreckend über das leere, lieblose Gesicht. Freundin? Nie, denkt der Menschkenner. Er ist angespannt; etwas zittert in ihm. Ein Kiesel steht da, er muß es ergründen.

Wie er, ausforschend, vom Krankenhaus spricht, schreit ihm ein zweisechsiges Klein entgegen, Angst aus dem Munde der Kranken, Unerbittlichkeit von der anderen Her, der ... Freundin. Der Arzt prüft, Gedanken überfüllen sich, Meinungen drängen.

Ein Glas wird ihm gereicht, er mischt die Tropfen, er fragt, langsam, scharf, über das Wie und Wohin der Reise. Frau Wachnowski ist mit einem Male wortlos; das Mädchen brauche Schonung. Zögernd, ausweichend antwortet die Frau.

Starklechner will das Rätsel ergründen. Ist es noch eins? Vom Dienstfrenspracher des Bahnhofes ruft er Hamburg an, Polizei, Abteilung Mädchenhandel. Ein Kraftwagen wird ihm versprochen, der Name eines Kommissars genannt. In einer Stunde. — Der Frau in dem kleinen Zimmer berichtet er, ein Facharzt käme, denn er selber könne die Verantwortung nicht tragen; vielleicht sei es — er nennt den Namen einer unheimlichen Krankheit.

Die Wachnowski streckt die Hände vor. Anstehend? Sie ist ohne Fassung. Was sie anfangen soll! Sie wird angestekt sein! Mit dem häßlichen Gesicht hängt sie am Leben. Zum Brunnen läuft sie, wäscht sich. Mitfahren? Sie mitfahren? Mit der —? Immer noch wehren vorgestreckte Hände ab. Der Bahnhofsvorsteher wird angehalten. Wann die Strecke frei wird, wann Züge gehen?

Da braust ein Kraftwagen heran. Starklechner tritt hinaus, unterrichtet den Beamten. Es scheint, als besprächen zwei Ärzte einen schwierigen Fall. Dann öffnen sie die Tür. Grete Schlicht schlummert noch; sie ist jung, anmutig.

Verwirrt gibt die Wachnowski Bescheid. Sie lehnt endgültig ein Mitfahren ab. In Hamburg will sie an dem Dampfer, dort hört sie alles. Auch der Bräutigam sei dort; er werde fahren, gleichgültig, ob die Grete mitfahre oder nicht.

Nun erwacht die Schlafende. Der fremde Herr tritt zu ihr; sie läßt sich aufhelfen und folgt in den Wagen. In Hamburg wird sich alles andere ergeben. Dr. Starklechner steigt mit ein, der Motor fängt, der Wagen stürzt die Straße dahin.

In Grete Schlicht ist kein Begreifen. Allmählich aber, unter den Fragen, löst sich das Staunen, das Schreckhafte. Sie schüttet ihre Seele aus, ihr Erleben: Kleinstadt, Drang ins Ferne, ein bißchen Abenteuerlust. Eine Anzeige in der Zeitung: Für Familie im Ausland wird deutsche Helferin gesucht. Beste Bedingungen. Ihr Bild reicht sie ein; sie ist hübsch, wird gewählt, aus vielen Bewerberinnen gerade sie. Vorstellung in Berlin, das Ziel Südamerika. Sie stutzt: so weit? Ob die Eltern einwilligen? Sie ist sehr jung. Doch der Herr aus Amerika drängt, er kann nicht warten, seine Rückreise steht bevor. Als sie zaudert, wirbt er um sie. Drüber wollen sie heiraten. Für sein verwaistes Haus braucht er die Gattin. Nur schnellste Entscheidung! Aussteuer? Eine Handbewegung — er ist reich. Eine Verwandte, die Wachnowski, die bei ihm ist, bestätigt alles. Sie wird die Braut nach Hamburg bringen. Die Eltern? Das Glück, das große Glück! Und so viel Mut in dem Mädel! Können da Eltern nein sagen! So wird alles geregelt, denn das Glück winkt ... Grete Schlicht leuchtet jetzt noch die Augen.

Der vermeintliche Arzt im hinführenden Wagen hört den Bericht. Er fragt mehr. Ob sie Nachforschungen angestellt hätte, beim deutschen Konsul. Nein. Was sie sonst von ihrem Verlobten wisse? Nichts. Von seiner Stellung? Nichts. Grete lachelt. Gläubiges Erwarten füllt ihre Blicke.

Möglich ist ihr Begleiter nicht mehr Arzt, sondern Polizeikommissar. Sie zuckt zusammen, wieder ohne Verstehen. Sie hört Worte, deren Sinn sie nicht faßt. Verschleppung? Mädchenhandel? Von fernem Ländern hört sie, die kein Paradies sind, sondern Hölle; von Freudenhäusern, Häusern der Not und der Sklaverei. Aus den Reihen der Lebenden scheidet, wer dort eingeht.

Ihr Staunen ringt nach Ausdruck; vergebens. Sie schluckt, die Pulse fliegen. Aus geröteten Augen schaut sie wie ir.

Jetzt sind sie in Hamburg, im Wühlen und Tosen der Kleinstadt. Hier gehen tausend Straßen hinaus. Am Hauptbahnhof halten sie. Während der Kommissar seine Vorbereitungen trifft, wendet sich Dr. Starklechner an die Bahnhofsmillion. Sie wird für das Mädchen sorgen, von Krankheit ist keine Rede mehr.

Endlich — der Schnellzug läuft ein. Frau Wachnowski steigt aus, nichts ahnend; ein Mann erwartet sie. Der Kommissar und seine Helfer greifen zu. Einer der schlimmsten Mädchenhändler und eine der schlimmsten Zutreiberinnen sind in ihrer Hand.

Der Kraftwagen trägt die Beamten zum Hafen. An Bord des Dampfers harren die Reisenden der Abfahrt; unter ihnen noch ein paar Mädchen, die für Uebersee bestimmt sind: Opfer des Mädchenhandels. Sie werden aus einer Gefahr gerettet, von der sie noch nichts wußten.

Dr. Starklechners Aufgabe ist erfüllt, das Rätsel gelöst. Nie hat er Zeit, selbst heute nicht, in den drei Stunden, auf die er sich heimlich gefreut. Niemals Zeit! Und doch hatte er Zeit gefunden, einen Menschen zu retten aus tiefster Not.

Unsere Träume — wir selber?

Von Artur Brausewetter.

Es soll Menschen geben, die gern träumen. Ich habe das nie verstanden. Entweder träumt man von etwas Schlechtem. Das ist immer unangenehm und beunruhigend. Oder man träumt von etwas Schönerem. Dann ärgert man sich beim Erwachen, daß es nicht wahr ist. Oder ist das Schöne vielleicht immer nur Traum?

Von den ältesten Zeiten an, so wilde Völker das Traumleben als Wirklichkeit betrachteten und meinten, die Seele verlasse im Schlaf den Leib und habe Verkehr mit den abgeschiedenen Geistern, bis hin zu dem aufgeklärten Plato, der an das Ueberirdische des Traumes gleichwohl glaubte, oder bis zu Aristoteles, der Traumoffenbarungen